

Frigga Haug

Attacken auf einen abwesenden Feminismus

Ein Lehrstück in Dialektik

Der Physiker Ziffel über Hegel: Er hat bestritten, dass eins gleich eins ist, nicht nur indem alles, was existiert und unaufhaltsam und unermüdlich in was anderes übergeht und zwar in sein Gegenteil, sondern weil überhaupt nichts mit sich identisch ist. Wie jeden Humoristen hat ihn besonders interessiert, was aus den Dingen wird. [...] Die Begriffe haben sich bei ihm immerfort aufm Stuhl geschaukelt, was zunächst einen besonders gemütlichen Eindruck macht, bis es hintüberfällt. [...] Die große Logik [...] behandelt die Lebensweise der Begriffe, dieser schlüpfrigen, instabilen, verantwortungslosen Existenzen; wie sie einander beschimpfen und mit dem Messer bekämpfen und sich dann zusammen zum Abendessen setzen, als sei nichts gewesen. Sie treten sozusagen paarweise auf, jeder ist mit seinem Gegensatz verheiratet, und ihre Geschäfte erledigen sie als Paare [...]. Was die Ordnung behauptet hat, bestreitet sofort, in einem Atem womöglich, die Unordnung, ihre unzertrennliche Partnerin. Sie können weder ohne einander leben noch miteinander. (Brecht, *Flüchtlingsgespräche*)

Ein gewisses Einverständnis mit Unordnung ist förderlich fürs aufmerksame Beobachten der Zeiten. So auch in Sachen Feminismus. Der Klang dieses Namens hat schon eine Menge Veränderungen durchgemacht, von der vertraulichen Beschreibung fürs »Auftreten weiblicher Eigenschaften – weibisches Wesen – beim Tier oder Mann« (Pusch 1983, 10) zum Utopischen bei Fourier oder zum Kämpferischen in der Frauenbewegung bis zum Bürgerschreck in den Nach-68ern, dann wieder zum Tabuwort, wahlweise zum Synonym für altbacken, grauhaarig, unmodern, eben nicht cool und sexy, bis hin zu einer verdienten Grabesruhe. Wer oder was ist schon eine Feministin? Es ist jedenfalls angeraten, sich mit diesen Frauenmenschen aus der Vergangenheit nicht gemein zu machen. Im Nachklang findet zunächst das »Feminismus-ist-tot-Syndrom« Gehör. Sabine Hark und Ina Kerner haben die besonders im angloamerikanischen Raum verbreiteten Versuche gesammelt, »Feminismus als erbärmliches Auslaufmodell der Geschichte zu porträtieren«. Zum Beispiel »veröffentlichte das Magazin *Harper's* in den USA bereits 1976 ein Requiem für die US-amerikanische Frauenbewegung. Die *New York Times* versicherte ihrer Leserinnenschaft im Jahr 1980, die »radikalen Tage des Feminismus« seien vorbei. *Newstreet* verkündete 1990 das »historische Versagen des Feminismus«. Und das Magazin *Time* erklärte 1998 in einer Titelgeschichte den Feminismus für verstorben.« (*Querelles*, 2007)

Das ging so etwa 20 Jahre. Da plötzlich taucht er wieder auf aus der Gruft, der Feminismus, bzw. wird ans Tageslicht gezerrt. Zunächst scheint es lediglich eine Aktion mehr, um ihn, den anscheinend noch immer Untoten, erneut zu begraben.

»Diese feministische Zornbank gibt keine Zinsen mehr«, verkündet Sloterdijk im Fernsehen, ein anderer: »Der Feminismus, dem großer Kredit eingeräumt wurde, hat überzogen und verspielt. Es reicht wirklich« (Matussek in der *FAZ*, Juni 06). Solche Absagen in Begriffen des Finanzwesens klingen seltsam falsch. Schließlich war Feminismus in der angedeuteten Weise niemals im Geschäft, und vor allem ist sein Dahinscheiden nichts Neues. Wozu also ihn immer noch einmal begraben? Aber halt! Der Begriff Kein-Feminismus geht ja einher mit seinem Gegenteil: Den Feminismus totzusagen, heißt ja sein Leben bezeugen. Die Absage ist eher eine Ansage zur Warnung. Tatsächlich begannen um 2006 – also zwar, was den Feminismus angeht, noch in den Zeiten seiner politischen Lähmung, aber nach dem Aufstieg der Linken und ihrem Einzug ins Parlament – wie auf Verabredung in den großen Medien, in den gutbürgerlichen ebenso wie in der Boulevardpresse, in *FAZ*, *Zeit*, *Spiegel*, *Tagespiegel*, *Welt*, *Focus* und natürlich *Bild* – um nur einige zu nennen – sich steigernd wilde Attacken auf den totesagten Feminismus. Die Angriffe kamen aus entgegengesetzten Seiten, die einander eigentlich negierten, aber im Effekt die Veränderung desto schneller vorantrieben.

Der neuerliche Aufmarsch gilt zum einen der Verkündung: Feminismus ist lächerlich, null und nichtig, er ist vor allem lesbisch – »Der Zusammenhang zwischen Frauen- und Lesbenbewegung, der in der Politik der großen Koalition als Gleichstellungs- und Gleichbehandlungspolitik aufscheint, ist also durchweg biografischer Natur« (*FAZ* 19.6.06), – und zudem hat er Ähnlichkeiten mit dem ebenfalls lange totesagten Sozialismus oder gar Kommunismus. Die alten Messer aus den Schlachten des Antisozialismus, seit 1989 ja stets scharf gehalten, werden wieder herausgeholt, und eifrig wird an Konnotationen geschnitzt, die zu verstehen geben sollen: Die gesamten Konzepte dieses plötzlich lebendigen, aber glücklicherweise toten Feminismus gehören ins Repertoire des Sozialismus, sie sind dringend zu erinnern, dass man nicht zufrieden glaube, dieser oder gar der Kommunismus seien endgültig vom Tisch. Feministinnen haben eine »Gehirnwäsche« durchgemacht, diagnostiziert ein Autor der *FAZ*, sie wollten den »neuen Menschen schaffen«, mittels »Kaderprinzip«, und »zwar durch die Zerstörung der traditionellen ›Geschlechtsrollen‹ [...]. Und möglichst schon in der Krippenerziehung soll mit der geistigen Geschlechtsumwandlung begonnen werden«: »Im Feminismus wird das beispielsweise ›parteiliche‹ Mädchenarbeit genannt«, orakelt Volker Zastrow, der seinen Artikel zur »politischen Geschlechtsumwandlung« (*FAZ*, 19.6.06) auch als Büchlein vertreibt.

Das Volk wird aufgerufen, sich sinnvoll an Gesellschaft zu beteiligen, sie gar zu schützen, indem Ekelgefühle gegen Feminismus geschürt werden. Als wehleidig und stets jammernd, ohne tatsächlich Unrecht erlitten zu haben, sollen die alten Feministinnen aus den für sie womöglich sich erwärmenden Herzen der Jugend vertrieben werden. Männerhass sei ihr bewegendes Motiv gewesen, sie bedienten »eingübte Geschlechterfeindbilder« (Zastrow). Drastischer erinnert Mariam Lau in der *Welt* (8.3.05) die Zeit der Zweiten Frauenbewegung ab 1969 als »Jahre der männerfeindlichen Hetze, des geschürten Misstrauens, der Warnungen vor Frauenschändern und

sexuellem Missbrauch mit Steckbriefen auf Damentoiletten«. Klar ist: Feminismus ist nicht nur nicht attraktiv und daher langweilig für die Nachwachsenden, er ist eine Gefahr und muss bekämpft werden. Dabei treffen sich die Totsager mit den neuerlich zur Jagd Blasenden und legen ihre Waffen zusammen. Heraus kommt: Es muss etwas geschehen. Die Friedhofsruhe hat getrogen.

Das muntere dialektische Zusammenspiel von Totsagern und Warnern wird plötzlich unterbrochen durch die Nachricht: Die Mobilmachung gegen den Feminismus kam zu spät. Der wieder Auferstandene hat die Macht bereits übernommen. Diese nächste Phase der Feminismusbekämpfung kann das Land weit mehr erschüttern als der Versuch, gegen den bloß Totgesagten noch einmal die Waffen zu schärfen. Jetzt wird die Angst geschürt, es ginge den Männern an den Kragen, weil Frauen alle Machtpositionen entweder schon in Händen halten oder sie demnächst, ziemlich bald, übernommen haben werden. Allenthalben erscheinen Artikel, die dies verkünden, ja, ganze Serien. Das geht los mit einer mehrteiligen Serie in der FAZ (Juni 2006), die zunächst Verlegerinnen porträtiert und etwas später die allgemeine Besorgnis verbreitet, die Talkshow-Moderatorinnen regierten eigentlich das Land. Hier hatte Frank Schirrmacher aus den Höhen der FAZ-Macht in klassenbewusster Anzüglichkeit den Ton frühzeitig angeben: »Eine Telefonistin, ein Kindermädchen, eine Schauspielerin und Schriftstellerin und eine Stewardess definieren das Land.« (*Männerdämmerung*, FAZ, 1.7.03; vgl. *Nachrichten aus dem Patriarchat, Das Argument* 251, 2003)

Als Untergrund wird, halb mit den Mädchen sympathisierend, die Nachricht vom Unglück der männlichen Schuljugend verbreitet. »Frau überholt rechts«, titelt Christian Schwägerl (FAZ, 7.6.06) und ruft die Regierung auf, mit den Frauenförderprogrammen nicht zu weit zu gehen: »Den Arbeitsmarkt von morgen werden die Frauen beherrschen. Sie sind gebildet, flexibel und als Fachkräfte gefragt. Wo die Globalisierung zuschlägt, trifft es schon heute hauptsächlich Männer.« Für 2010 sagt er voraus, den Frauen werde »die Welt zu Füßen liegen«.¹ Ihre vermeintliche Machtübernahme wird als große Erzählung über die unterschiedlichsten Phänomene gelegt: die Schulprobleme der Jungen und das bessere Abschneiden von Mädchen nach den üblichen schulischen Messverfahren. Der *Spiegel* beginnt im Juni 2007 (11.6.) seine *Alphamädchen*-Serie, die in das gleiche Horn bläst, die Mädchen als Gewinnerinnen vorzustellen. »Es scheint so, als hätten die Mädchen eines besser begriffen als die Jungs: wie diese Gesellschaft funktioniert und wie man sie für sich nutzen kann« (19). Über die Mädchen heißt es ferner – immer mit Bezug auf die begrabene Frauenbewegung: »die Frauen der neuen Generation sind pragmatischer als ihre Mütter, sie sind ehrgeiziger, zielstrebig, gebildeter als die Männer. Sie glauben nicht mehr an die Versorgung durch die Ehe, sondern an den Erfolg. Eine junge Frauengeneration macht sich auf den Weg an die Macht.« (56) – Im Rückblick wird schnell noch die im Aufbruch der aus der Studentenbewegung hervorgegangenen Zweiten Frauenbewegung gewachsene Einsicht in die soziale Konstruktion

1 Vgl. dazu die ausführliche Diskursanalyse in pro:fem 2007, 69ff.

der Geschlechter gekippt: »An den Universitäten kritisieren die Genderstudies weiter die Behauptung, es gebe ein natürliches Geschlecht. Doch in der Öffentlichkeit ist ein neuer Glaube an die Macht des Fleisches erwacht, an die Macht der Gene, Hirne und Hormone.« (*Tagesspiegel*, 8.9.06) »Gestaltet werden kann nur, was die Natur vorgibt« (Strassmann, *Zeit* 2007). So werden die Geschlechtsidentitäten endlich wieder biologisch fest geankert. Sie sind doch angeboren und erweisen sich als erziehungsresistent. Und so schreitet auch in diesem Kontext die sexuelle Restauration voran. – An anderer Stelle geht es um die Feminisierung des Symbolischen durch das Auftauchen von Nachrichtensprecherinnen, Kriminspektorinnen und vor allem eben Moderatorinnen von Talkshows. Der *Spiegel* (11.6.07) erfindet die Geschichte eines gewöhnlichen erfolgreichen Mannes, der sich morgens auf den Weg zur Arbeit macht und überall nur auf Frauen trifft: im Taxi, im Flugzeug, als Bundeskanzlerin in der Zeitung, als Polizistin, im Theater, beim Handball, ja sogar Fußball, als Schiedsrichterin usw. – kein Zweifel, die Welt wird von Frauen bestimmt. »Nur dazwischen, beim geschäftlichen Meeting, ist seine Welt noch so, wie sie immer war. Am Konferenztisch sitzen Männer« (59). Bleibt die bange Frage: Wie lange noch? Was vor sich geht, ist ein »gesellschaftspolitisches Erdbeben« (60). – Angesichts der Statistiken, die das im Gegensatz zu diesen dynamischen Veränderungsszenarien statisch gleichbleibende Elend des Frauenvolks belegen – als Sockel der Armut, als Alleinerziehende, als Teilzeitarbeitende, als Arbeitslose – überzeichnen die Medien einzelne Gewinnerinnen der Globalisierung auf eine Weise, dass es geraten ist, einen tieferen Sinn in dem geschäftigen Treiben des Feminismus-*bashing* auszumachen.

Da es zugeht wie in einem Sanierungsprojekt, in dem nach vielen Abrissarbeiten Neues entstehen soll, kann uns dies als Metapher zum Verständnis dienen. Wir wohnen ganz offenbar einer Entrümpelung bei, in dem ganze Straßenzüge, neben Ruinen auch Brauchbares, niedergerissen werden, um etwas Neuem Platz zu machen. Feminismus muss mit den Wurzeln ausgerissen werden, um ... und dies ist jetzt wahrhaft erstaunlich: einem »neuen Feminismus« Platz zu machen.

Zunächst versucht noch *Die Zeit*, die alten Feministinnen zu einer Art Gegenwehr zu mobilisieren, dass sie an einer fast vergessenen Befreiungstradition festhalten mögen. Auf fünf ganzen Seiten werden Feministinnen porträtiert (mit Farbfoto) und einige ihrer Sätze ins Stammbuch der Geschichte geschrieben. Fazit: »Wir brauchen einen neuen Feminismus« (24.8.06). In der TAZ wird paradox zugespitzt: »Seit diverse Feuilletonisten den Sinn des Gattungswesens Frau wieder in der Brutpflege verorten, entdecken jüngere Frauen, für die Feminismus bis dato eher ein alter Hut war, den Geschlechterkampf wieder«, aber »Der Feminismus stagniert« (18./19.11.05). Zum Hin und Her des Einprügels auf den Feminismus ergreift die TAZ energisch Partei: »Die Frau steht einerseits als drohendes kastrierendes Monster am Horizont und wird zugleich in einer Art Abwehrzauber nach Kräften lächerlich gemacht« (10.1.07). Die TAZ titelt dabei munter »Vorsicht vor kastrierenden Lesben« und wärmt sich derart im Modus kritischer Distanz noch am Feuer, das der allgemeine Abscheu anheizt.

Der Tagesspiegel (3.2.07) warnt: »Dem ›neuen Feminismus‹ geht es vor allem um Macht, Geltung und Geld [...]. Es liegt in der Luft, dass die Frauen, die einzig erfolgreichen unter den Revolutionären der letzten hundert Jahre, zum nächsten großen Schlag ansetzen.« Da tritt als Vorkämpferin der CDU Ursula von der Leyen mit dem strahlenden Aufruf an die Öffentlichkeit, Feminismus sei eigentlich ein »spannender Begriff«, der, mit dem Zusatz »konservativ« versehen, durchaus ihrem Willen, der Vereinbarkeit von Beruf und Familie zu mehr Möglichkeit zu verhelfen, entgegenkomme. Die FAZ widmet dem wohlwollend eine ganze Seite (19.3.07). Protest kommt aus kirchlicher Ecke: Die Bischöfe Huber und Lehmann halten dagegen, der Protestant Huber, weil so die notwendige Veränderung nur auf die Frauen, statt auch auf die Männer bezogen werde; der Katholik Lehmann, weil »mit Konservatismus und Feminismus zwei Dinge zusammengebracht werden, die nicht zusammengehören« (FAZ, 31.3.07). – Von der Leyens praktische Vernunft kommt einerseits überraschend, als hätte die Ministerin nach all den Beweisen, dass Feminismus ein Schmutzwort ist, freiwillig die abgelegten Kleider einer ganzen Generation zum Auftragen übernommen. Das Erstaunen über diesen Schritt, in einem Wort für Dreck wieder Gold glänzen zu lassen, lässt vergessen, dass Feminismus sich niemals mit der Forderung nach Vereinbarkeit von Beruf und Familie zufrieden gab, vielmehr, verkürzt gesprochen, für eine andere Gesellschaft stritt, in der alle – und also auch die Frauen – im Vollsinn des Wortes hätten Menschen sein können, solidarisch ihre schlummernden Möglichkeiten entwickelnd und selbst Gesellschaft gestaltend nach ihren Bedürfnissen und Fähigkeiten. Steckt also doch noch immer soviel Kraft im Feminismus, dass dieser, losgelöst von eigenen Zwecken, in den Versuch eingebaut werden kann, die Erwerbswirtschaft anzutreiben bei gleichzeitiger Erhöhung der Geburtenrate und bei alledem das Frauenvolk zu befrieden?

Die weitere Geschichte lehrt, auf dem frei geräumten Gelände haben ja noch viel mehr Neukonstruktionen Platz. Erneut lässt sich lernen: Die Kunst der Politik liegt in der Verknüpfung der auf den ersten Blick widerstreitenden Elemente. Für alle diejenigen, die sich mit der funktionalen Beruf-Familie-Vereinbarung nicht zufrieden geben wollen, sondern mehr vom Leben verlangen, tritt wie eine längst erwartete Charaktermaske Thea Dorn hervor. Sie bezeichnet sich nur als Quasi-Feministin, weil sie etwas Neues machen wolle und der alte Begriff »vorbelastet« sei (Interview in der TAZ, 18./19.11.07). Sie wird nicht müde, ihr erwähltes Feld durch Verunglimpfung aller womöglich wie Unkraut hereinwuchernden früheren Feministinnen freizuhalten. Das muss sie nicht neu erfinden, sie muss auch die alten Texte gar nicht erst lesen, sie kann einfach aus dem Reservoir der im ersten Mediensturm veröffentlichten Behauptungen noch einmal schöpfen, die Feministinnen der Zweiten Frauenbewegung seien wesentlich wehleidig gewesen und hätten Frauen nur als Opfer proklamiert; sie kennzeichnet sie (in *Das Parlament* 2007) als »mehr oder weniger lesbisch, in jedem Fall eine ›extremistische‹ Megäre«, nie aus den »lila Latzhosen herausgekommen«, und verkündet, dass es für Frauen heute ganz im Gegensatz dazu darauf ankomme, das Beste aus sich je einzeln herauszuholen, leistungsbereite Durchstarterinnen zu sein, selbst Karriere zu machen und Siegerin

zu werden, zur »F-Klasse« zu gehören. Dorn wählt den Namen, den die Elite der Mercedeswagen trägt, um zugleich den Anspruch auf Oberklasse zu markieren und zeitgeistig im Slang zu sein, die verschiedenen smockigen Generationsnamen (Golf, Berlin oder Ally) noch einmal zu überbieten. »Solange sich die Jungs der Generation Golf bei ihrem Lebensmodell an einem Wagen der unteren Mittelklasse orientieren, sollten die Frauen nach anderen Sternen greifen.« (2006, 37f) Nun eben nach dem Mercedes-Stern. Ruchlos spielt sie mit der Mehrdeutigkeit der Worte: An die Stelle von sozialistischem Klassenkampf und Feminismus setzt sie den »F-Klassenkampf« (310), an die Stelle des Kollektivs, Einzelne, Frauen der »Extraklasse«, eben »Klasse-Frauen«. Von hierher verallgemeinert Tissy Bruns kritisch: »Der ›neue Feminismus‹ ist ein Herrschaftsdiskurs, nicht der eines unterdrückten Geschlechts« (*Tagesspiegel*, 3.2.07). Da der neoliberale Hightech-Kapitalismus durchaus auch einige Frauen zu Gewinnerinnen macht, hat Dorns Vorstoß genau wie der Vorstoß von der Leyens ein Stück Wirklichkeit für sich. Aber eben bei weitem nicht die ganze. Schließlich bleibt da ein großer Rest, Frauen, die weder Karriere machen, noch unbedingt berufstätig sein wollen oder können, die vielmehr aus der Geschichte den »ewigen« Wunsch wieder beleben möchten, Ehefrau und Mutter zu sein. Letzteres vor allem. Wie bei einem guten Theater tritt für diese rechtzeitig Eva Herman aus den Kulissen, verkündet das ewig Weibliche im Muttersein, das auch sie schnell noch als Opfer der Frauenbewegung, welche »die Sehnsucht verdrängte«, behauptet (2006). Dass sie daher für sich in Anspruch nimmt, Antifeministin zu sein, ist im dialektischen Spiel ebenso gut, wie wenn sie sich als wahre Feministin offenbart hätte.

Auf den ersten Blick scheint es, dass im neuen feministischen Projekt allenthalben Stücke herausragen wie aus einem schlecht gepackten Koffer. Aber gerade dies erweist sich als Vorteil. Es ist nicht notwendig, einen einzigen neuen Feminismus zur Welt zu bringen. Die Wirksamkeit ist ungleich größer, wenn viele Feminismen blühen, sozusagen für jeden Bevölkerungsteil einer. Einer fürs Mittelfeld, den von der Leyen propagiert, sekundiert von der FDP, aus deren Reihen eine »Streitschrift für einen neuen Feminismus« kommt (Koch-Mehrin 2007). Die Vereinbarkeit von Beruf und Familie passt ins Konzept eines geschützten Wachstums, befriedigt und setzt Reformen frei – Kinderkrippen zum Beispiel, damit die an Haus und Kind Gebundenen sich wieder dem Erwerb zuwenden können. Da Feminismus viel mehr anzielte, vor allem mehr als Familie, die eher als Gefängnis galt, gibt es die »F-Klasse«, Frauen, die etwas aus sich machen. Das Wort hat Karriere gemacht. Schlägt man (Anfang April 2008) bei Google nach, gibt es für die Mercedes-F-Klasse gerade mal 900 Treffer, für die erst ein Jahr alte von Thea Dorn dagegen schon mehr als 14000. Schließlich die Mütter-Gruppe, von Eva Herman bis Christa Müller reichend, die als neue Arbeitsteilung anerkannt wissen will, was zu überwindender alter Teil von Herrschaft war. »Wer einmal den Wert häuslichen Friedens in Harmonie und Wärme kennen durfte«, sagte Herman im *TAZ-Interview*, »weiß, wovon die Rede ist. Diesen Boden kann nur die weibliche Seite bereiten.« (5.8.06) Herman, bis 2007 Fernsehmoderatorin, wurde entlassen und in einer Talkshow demontiert, weil sie Mütterehrerung und Autobahnbau im Faschismus lobte. Christa Müller, von der FAZ

zur »Eva Herman der Linken« (27.6.07) ernannt, die gegen »Fremdbetreuung« fürs Erziehungsgehalt streitet, musste im März 2008 öffentlich zurücknehmen, was ihr zuvor glatt über die Zunge ging, dass nämlich Krippenbetreuung eine seelische Verletzung verursachen könne, schlimmer als Genitalverstümmelung (*Spiegel-online*, 10.3.08).

Geschlagen die Frauen aller Länder, die sich selbst befreien wollten und daher für eine andere Welt kämpften. Ihr Verlangen klingt anmaßend und hohler als ehedem. Denn, so lässt sich erinnern, diese Leerung der feministischen Stätte der Selbstbefreiung der Frauen, wurde ja von ihnen selbst längst vorbereitet – wieder im Kampf der Begriffe. Wo Frauen waren, kam ›Differenz‹, dann ›Gender‹, dann verlor sich die Spur im ›Mainstreaming‹. Und es verlor sich auch die Aufmerksamkeit auf die entsprechenden Aufgaben als weibliche, die zur Frauenunterdrückung geführt hatten, die Fragen der Reproduktion der Art im umfassenden Sinn. Diese werden Hauptferment für die Neugründung von Feminismus – sei es direkt als Sehnsucht – Herman/Müller –, sei es als schlicht zu Erledigendes – von der Leyen, die mit wirklichen Kindergärten auch Abhilfe zu schaffen verspricht –, sei es als Mahnung, dass Frau sich darauf nicht einlasse, sondern senkrecht in die Karriere starte – das Elite-Konzept à la Thea Dorn. Letzteres streitet auf einem lange unterwühlten Boden. »Die Emanzipationsfalle«, hatte Susanne Gaschke 2005 ihr Buch genannt und Karrierefrauen ermahnt, dass sie als Erfolgreiche »einsam und kinderlos« würden. 2008 setzt sie nach: »Mit Kindern sind wir stärker.«²

Das dreigeteilte Frauenvolk steht vor einer Neuordnung der Kräfte. Feminismus als Aufbruch in eine alternative Gesellschaft ist im Grunde erst jetzt heimatlos geworden. Aber was ist Heimat? »Die schärfsten Dialektiker sind die Flüchtlinge«, lässt Brecht den Physiker Ziffel sagen. »Sie sind Flüchtlinge infolge von Veränderungen und sie studieren nichts als Veränderungen [...] Die beste Schule für Dialektik ist die Emigration.« (GW 14, 1462)

Fangen wir von vorn an. Feministinnen wollten die Welt verändern, weil sie für die Menschen, darin vor allem für Frauen, eine schlechte Heimstätte war. Familie galt ihnen als Gefängnis, aus dem ausgebrochen werden musste, der männliche Ernährer als Synonym fürs Patriarchat. Der neoliberale High-Tech-Kapitalismus hat die alte Familie zerstört – er schaffte den Alleinernährer ab, verlangte äußerste Flexibilität, die dem Familienleben, wo es nicht gewalttätig war, sondern gemütlich, den Atem nahm. Jede wird Unternehmerin ihrer selbst, Selbstbestimmung wird allgemeine Losung. Familie, sagt Giddens als Berater des Dritten Wegs der Sozialdemokraten, die dem Neoliberalismus zum Durchbruch verhelfen, ist nichts als ein Generationenvertrag, indem die Verantwortungen für die Kinder und die Alten für den Staat kostengünstig festgelegt sind. Weg mit der Altlast der Ideologie vom Heim, von Liebe und Glück – hin zur Vereinbarkeit von Beruf und Familie. Sprachlos bleiben die feministischen Kritikerinnen von Familie, da sie annehmen, nichts abbauen zu können, was so

2 Die Debatte ist noch lange nicht zu Ende. Sie wird u.a. unter Gaschkes Buchtitel »Emanzipationsfalle« im Mai 2008 von der Evangelischen Akademie in Hofgeismar weitergeführt.

nicht mehr da ist. Übrigens rechnet auch diese Einsicht nicht mit der Dialektik der Geschichte. Die Kräfte sind lediglich anders geordnet. Im historischen Block von Kirche und Staat, von Tradition und lokaler nachholender Entwicklung lassen sich, wie wir schon sahen, die alten Familienverteidiger zu neuen Blöcken schmieden: für Mutter und Kind, für Moral, und mit Blindheit gegenüber den Kräften, die die Gesellschaft um- und umstülpen und keinen Stein auf dem anderen lassen. Aber mit ihnen gilt es zu rechnen.

Betrachten wir den Fortgang, nämlich wie sich die drei ganz und gar unterschiedlichen Feminismen weiterentwickeln und einander verstärken können, grade wo sie gegeneinander zu kämpfen scheinen. Die Eliterichtung bekommt ein großes mediales Echo. Insbesondere der *Spiegel* veröffentlichte Serien von Geschichten über »Alphamädchen«, Frauen, die es in ungewöhnlichen Berufen zu etwas gebracht haben. Zunächst ging es um Kapitäninnen, Musikerinnen, Managerinnen, weibliche Wunderkinder, die den Verliererinnen noch einmal zeigen können, dass es auch anders zugeht in dieser Gesellschaft, Versagen also kein Struktureffekt, sondern persönliche Charakterschwäche ist. Die nächste *Spiegel*kampagne steigerte den Einsatz. Eine ganze Spezialnummer (*Spiegel* 1, 3/2008, darin auch Nachdruck der *Alphamädchenserie* vom Juni u. Juli 2007) zeigte »Das starke Geschlecht«, nämlich erfolgreiche Frauen, deren Rezepte, Humor vor allem, wirtschaftliches Wachstum vollbringen. Fotos von schönen, jungen, strahlenden Frauen zeigen Frauen nicht als Sexobjekte, sondern als Subjekte, die Gesellschaft verändern – auch durch Frauenbewegung. Diese hat mithin ebenfalls eine neue Metamorphose durchgemacht, wird jetzt offiziell Stoff und Nahrung für eine neue Gesellschaft, in der es einige Gewinnerinnen und viele Verliererinnen gibt. Die Elite hat die Bewegung beerbt und verschluckt. Am *Spiegel* lässt sich studieren, wie man das macht. Die Methode ist relativ einfach. In der ideologischen Küche wird ein großer Topf aufgestellt, in dem ungeachtet ihrer politisch wie Nord- und Südpol entgegengesetzten Ziele, bzw. vornehm von diesen abstrahierend, die bekannteren Frauengestalten zu einem machtvollen Gebräu verrührt werden. Man trifft Angela Merkel neben Isabel Allende und der Prinzessin Eboli, Hedwig Dohm neben Condoleezza Rice, aber auch Romy Schneider und die Befreiungskämpferin Arundhati Roy an der Seite von Hillary Clinton, die Bischöfin Margot Käßmann im Verein mit Ally McBeal (Anwältin in einer Fernsehserie) usw. man kann das selbst vervollständigen und erkennen: Die Frauen, die aus der Menge heraustreten und es zu irgendeiner Art Weltruhm gebracht haben, einigt Humor und Sexappeal. Sollte man Letzteres nicht allen zuerkennen mögen, ist man selbst schon auf dem Abstellgleis der Humorlosen, weil Zweifelnden. Humor zeigt sich im Verzicht auf »Männerhass« – mit dieser eleganten Verschiebung bzw. Festnagelung der alten Feministinnen auf eine solche Emotion wird dem neuen Feminismus leichthändig alle Herrschaftskritik genommen. Wie die Eroberer Südamerikas mit den alten vorgefundenen Göttern verfahren, deren Heiligtümer, um sie unschädlich zu machen, sie einfach mit ihren neuen Tempeln überbauten, so geht es der Frauenbefreiungsbewegung: Sie wird zur kapitalismustragenden Elite umgearbeitet.

Dass dies lange vorbereitet war, lässt sich mit ein wenig historischem Gedächtnis den medialen Feldzügen entnehmen, die seit fast 30 Jahren daran arbeiten, Alice Schwarzer zum Symbol des Feminismus zu machen. Schwarzer verkörperte das Bild vom Männerhass, bekam das Bundesverdienstkreuz und kann jetzt, in der Verabschiedung, noch einmal überhöht mitbegraben werden. Die unterschiedlichsten Kommentatoren schreiben fast identisch über die Feministinnen der Zweiten Frauenbewegung als »Alice Schwarzer-Generation« (so u.a. Andrea Rödiger im *Tagesspiegel*, 4.9.06). Nicht nur die *Welt* präsentiert Schwarzer als »Urmutter des Feminismus« (zit. nach EMMA, 1/2 2008), sondern auch die Unterrichtsmaterialien der Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Sport, Berlin (2005). Diese Überblendung vollendet die Auslöschung der sozialistischen Impulse, die den Feminismus diesseits von Schwarzer angetrieben haben.

Bemerkenswert ist auch die zweite Verschiebung. Unter dem buntscheckigen Kleid des autonomen Flügels der alten Frauenbewegung, der umso mehr hervortrat, als er Medienereignisse produzieren konnte, gab es auch ein Mittelfeld, eine gewerkschaftlich orientierte Linie, die sich die Verbesserung der Lage der Frauen zum Ziel gesetzt hatte. Sie stritt für Gleichstellung – durch linksliberale Politik sowohl gestützt, wurde diese Linie zugleich blockiert durch die tradierten patriarchalen Muster der entsprechenden Organisationen, also durch Männer, die um ihre Privilegien bangten. Solcher Widerstand trieb die »Gleichstellungsfeministinnen« schnell über die Grenzen bloßer Reformen hinaus. Ihr Reformismus erweiterte sich auf Patriarchatskritik und verschmolz mit feministischer Hoffnung auf eine alternative Gesellschaft. – Bei der Neugründung des dreiteiligen zeitgemäßen Feminismus wird diese reformerische Kraft ins Projekt der von der Leyen, also in die CDU gelenkt. Verdutzt bleiben Linke sowohl in der SPD oder bei den Grünen, als auch in der neuen Linken, die an den alten Gleichstellungsforderungen andocken wollen, auf der Strecke.

Mütter waren in allen Bewegungen eine starke Kraft, sowohl im Symbolischen wie in den Bewegungen selbst, etwa bei der Suche nach den Verschwundenen in Argentinien, als Mütter gegen den Tschetschenien-Krieg in Russland. Maxim Gorki schrieb über eine revolutionäre Mutter, Brecht dichtete den Roman um in ein Stück, in dem Mutterliebe transformiert wird in die Fähigkeit zur Menschenliebe als revolutionäre Tugend. Tucholsky ruft Mütter auf, gegen die Vernutzung ihrer Söhne im Krieg zu protestieren. Die Mütterfrage spielte natürlich auch in der Frauenbewegung der 1970er Jahre eine große Rolle. Es ging nicht allein darum, Kinder zu versorgen, um Frauen die politische Einmischung zu ermöglichen, wie in den damals gegründeten »Kinderläden«.³ Als diejenigen, die neues Leben zur Welt bringen, wurde von Frauen eine Verdichtung von Menschlichkeit erwartet. Mutterschaft, die Frauen in der Konkurrenz um Karrieren schwächt, sollte auch als Stärke behauptet werden. Gefordert wurde, Erziehungs- und Familienarbeit in die

3 Vgl. den Artikel »Kinderläden« in Band 7/I des *Historisch-kritischen Wörterbuchs des Marxismus* (2008).

gesellschaftliche Gesamtarbeit einzubeziehen und die entsprechenden Leistungen von Müttern und Hausfrauen als solche Arbeit anzuerkennen und zu bezahlen. Das hieß auch, Praktiken der Fürsorge und Beziehung gesellschaftlich aufzuwerten. Die Mütterfrage spaltete die Bewegung, wenn auch nicht unversöhnlich, in einen mehr esoterischen Teil, in dem die Mutterverehrung bis zur Göttinnensuche alternative Gesellschaft einfach jenseits der bisherigen zu denken suchte, und einen größeren, der die Befreiung der Frauen eher mit der Entfaltung aller weiteren menschlichen Wesenskräfte verband einschließlich der Notwendigkeit, in die Gesellschaft gestaltend einzugreifen. Auch diese Fragen blieben unerledigt liegen und konnten, wie gesagt, von der Herman-Müller-Formation aufgenommen werden. Da diese Frage ebenso die Dimension des Menschlichen im Menschen berührt wie die seiner Natur, wird der Vorschlag, Frauen mit Erziehungsgehalt wieder auf die Vollzeitmutterstelle zu setzen, von der Presse mit großem Echo bedacht. Der Vorschlag von Christa Müller aus der neuen Partei DIE LINKE wird dabei ebenso lobend herausgestellt wie als neokonservativ enttarnt, um die Partei zu spalten. Maliziös malt der *Spiegel* (9/2008, 42) den Streit um die Mütter als »Glaubenskrieg« und zitiert wohligh den Buchtitel einer »Karrierefrau [...] Gluckenmafia gegen Karrierehühner«. Dabei wird, wie schon bei den anderen beiden Feminismen deutlich, dass Parteizugehörigkeit oder der Links-Rechts-Gegensatz für die Fragen des neuen Feminismus eine erst noch zu klärende Rolle spielen. Von rechtsaußen bietet Alexander Schuller die alte Antwort an, die alles irgend sozial Engagierte in denselben roten Schreckenstopf steckt: »Auch gesellschaftspolitisch gibt es zwischen SPD, Grünen und Linkspartei keine wesentlichen Unterschiede mehr. Alle gemeinsam betreiben sie die Vergesellschaftung des Privaten, alle wollen sie die ›Lufthoheit über den Kinderbetten erobern.« Offenbar schwant ihm jedoch, dass vor allem die CDU die nämliche »Lufthoheit«, und zwar an erster Stelle, zu erobern begonnen hat, denn er steigert sich: »Ein arroganter Krippenklügel, eine neue sozialistische Einheitspartei hat die Macht im Staat.« Nicht genug damit, beschwört er aus braunen Untiefen das rassistische Menschenzuchtprojekt der SS: »Ein neuer Lebensborn steigt empor aus der braunen Vergangenheit, rot gewandelt.« (*Deutschlandradio Kultur*, 20.3.07)

Schlussfolgerung

Halten wir fest: Mit dem Ende des Fordismus, der die Kleinfamilienlösung, die Erfindung der Hausfrau und den männlichen Alleinernährer auch in die unteren Schichten getragen hatte, ist auch die Zweite Frauenbewegung der 1970er Jahre an ihr historisches Ende gekommen. Eine Reihe der Frauenforderungen ging im Zuge einer passiven Revolution ins neoliberale Projekt ein – die Zersetzung der Familie, die Abschaffung des männlichen Alleinernährers und die Anerkennung auch der Hausarbeit als Arbeit (vgl. ausführlich Haug 2008, 64-74, u. 123-40). Feminismus blieb als Befreiungshoffnung und musste sich ändern. Er akademisierte sich zum einen und suchte zum anderen, gewerkschaftlich unterstützt, die noch nicht stattgefundenen Gleichstellung durchzusetzen. Einige Forderungen wurden

›verstaatlicht‹, was das Feuer der Bewegung schnell erstickte. Da der Feminismus auch sozialistische Hoffnung auf eine andere Gesellschaft barg, mussten nach 1989 seine Reste zusammen mit den anderen abzureißenden Ruinen zum Verschwinden gebracht werden. Mit dem Aufstieg der Linken folgten die Attacken auf den längst abwesenden Feminismus. Sie nahmen an Heftigkeit zu, je mehr das Land aus dem Schock des Zusammenbruchs des Staatssozialismus und seiner Verarbeitung erwachte. Für den Feminismus begannen Jahre einer ›negativen‹ Konjunktur. Die Aufteilung des feministischen Testaments auf drei Erben sorgt dafür, dass diese sich wechselseitig in Schach halten, auf dass nicht wirklich Befreiungshoffnung für alle entstehe.

Im Streit um einen Feminismus für die neue Partei DIE LINKE, die sich in ihrem Satzungsentwurf als feministisch definiert hat, zeigte sich schnell: Diese Partei kann an keinen der heute lebendigen Feminismen anknüpfen, – nicht an den Gleichstellungsdiskurs, der in CDU und FDP Heimat gefunden hat, nicht an die Mütterzentrierung, die neokonservativ besetzt ist, und schon gar nicht an den neoliberalen Elitediskurs, der am meisten von der alten Frauenbewegung entwendet hat. Die Linke kann an keine dieser Richtungen einfach anschließen und muss sie dennoch beerben. Zu den Behinderungen auf diesem widersprüchlichen Weg gesellt sich, dass ein Großteil des eigenen Frauenvolks aus dem staatssozialistischen Teil Deutschlands kommt, die Frauenbewegungsgeschichte nicht kennen kann und daher den von den Medien genüsslich ausgestellten Männerhass, den man nicht teilen will, fürs Hauptmerkmal von Feminismus hält. Die Sache ist so verzwickelt, dass mit Notwendigkeit alle drei Gruppierungen in den anstehenden Kämpfen einander feindlich gegenüberstehen und dabei in der Verneinung jeweils ein Stück von sich selbst verleugnen und verurteilen. Not tut dagegen, einer derart verfahrenen Dialektik der Sache selbst mit dialektischer Politik zu begegnen. Das hieße, allen drei Erben des Feminismus das Erbe abzugeben, die einzelnen Dimensionen so zu verknüpfen, dass sie einander korrigieren, vor Elitismus ebenso bewahren wie vorm Mutterkult oder vor der Öde, in der Frage der Vereinbarkeit von Familie und Beruf die Forderungen des Hauptstroms aufzunehmen und bloß vom Selben *mehr* zu verlangen als von der Regierung vorgeschlagen. Dies wird möglich, indem auch die vierte Dimension des Bewegungsfeminismus, dessen Erbe niemand bislang abholt und eingelöst hat, nämlich die politische Einmischung von unten, wieder zum Leben erweckt wird. Walter Benjamins geschichtsphilosophischen Thesen lässt sich die Leitlinie hierfür entnehmen: »Die Gefahr droht sowohl dem Bestand der Tradition wie ihren Empfängern. Für beide ist sie ein und dieselbe: sich zum Werkzeug der herrschenden Klasse herzugeben. In jeder Epoche muss versucht werden, die Überlieferung von neuem dem Konformismus abzugewinnen, der im Begriff steht, sie zu überwältigen.« (GS I.2, 695)

Literatur

- Benjamin Walter, »Über den Begriff der Geschichte«, *Gesammelte Schriften*, Bd. I.2, 691-704 (zit. GS)
- Brecht, Bertolt, *Gesammelte Werke*, Frankfurt/M 1967 (zit. GW)
- Gaschke, Susanne, *Die Emanzipationsfalle. Erfolgreich, einsam, kinderlos*. München 2005
- Dorn, Thea, *Die neue F-Klasse. Wie die Zukunft von Frauen gemacht wird*. München 2006
- Hark, Sabine u. Ina Kerner, »Das ›False Feminist Death-Syndrome‹«, in: *Querelles-Net* 2007
- Hark, Sabine u. Ina Kerner, »Konstruktionsfehler in der F-Klasse«, in: *Freitag* 18, 4.5.07
- Haug, Frigga, *Die Vier-in-einem-Perspektive. Eine Utopie von Frauen, die eine Utopie für alle ist*, Hamburg 2008
- Haug, Frigga, »Götterdämmerung«, Nachrichten aus dem Patriarchat, in: *Das Argument* 251, 2003, 341f
- Herman, Eva, »Die Emanzipation – ein Irrtum?« in: *Cicero*, Mai 2006
- Herman, Eva, *Das Eva-Prinzip, Für eine neue Weiblichkeit*, München/Zürich 2006
- Koch-Mehrin, *Schwestern. Streitschrift für einen neuen Feminismus*, Berlin 2007
- Müller, Christa, *Dein Kind will Dich*, Augsburg 2007
- Pro:fem (Hg.), *Das feministische Dschungelbuch*, Hamburg 2007, 3. Aufl. 2008
- Pusch, Luise (Hg), *Feminismus. Inspektion der Herrenkultur. Ein Handbuch*, Frankfurt/M 1983
- Schwägerl, Christian, »Frau überholt rechts. Sind Männer das schwächere Geschlecht der Zukunft?«, in: *FAZ*, 7.6.06
- Spiegel*, 24/2007, *Die Alpha-Mädchen*
- Spiegel spezial*, 1, 3/2008, *Frauen das starke Geschlecht*
- Strassmann, Burkhard, »Woher haben sie das?«, in: *Zeit*, 28.6.07
- Zastrow, Volker, »Politische Geschlechtsumwandlung«, in: *FAZ*, 19.06.06